Die Ökonomie – Natur- oder Sozialwissenschaft? Wissenschaftstheoretische und wissenssoziologische Überlegungen zu einer alten Kontroverse

Max Haller

1. Einleitung[1]

Auch in der wissenschaftlichen Entwicklung der letzten hundert Jahre hat der Grundtrend der gesellschaftlichen Entwicklung – berufliche Ausdifferenzierung und Spezialisierung – in hohem Maße stattgefunden. Wie überall, führte er auch hier zu einer enormen Erhöhung von Effizienz und Produktivität, zugleich aber auch zu einem zunehmenden Unbehagen. Die hoch spezialisierten Fachdisziplinen sind immer weniger in der Lage, ganzheitliche Zusammenhänge zu sehen. Die Sozialwissenschaften sind von diesen Problemen genauso betroffen. Um nur ein Beispiel aus dem Bereich der Wirtschaft zu geben: Ökonomen verfügen heute über ausgefeilte Theorien und werden von Regierungen laufend zu Rate gezogen, wenn es um wichtige Entscheidungen geht. Niemand weiß aber wirklich, ob die massiven Spar- und Stützungsprogramme, wie sie in der jüngsten Finanz- und Wirtschaftskrise einigen südeuropäischen Ländern verordnet bzw. zugesagt wurden, tatsächlich zum gewünschten Erfolg, d. h. zu einem nachhaltigen Wirtschaftsaufschwung führen werden (außer, dass sie den möglichen Konkurs großer Banken verhindert haben). Fachvertreter wie Colander et al. (2008) und Schneider und Kirchgässner (2009) argumentieren, dass die Ökonomie bei der Vorhersage und Erklärung der Krise weitgehend versagt hat. Für Wirtschaftshistoriker war die Krise aber weder unerwartet noch neu; ganz ähnliche Verhaltensmuster und Prozesse auf individueller, unternehmerischer und politischer Ebene haben

1 Eine erste Fassung dieses Beitrags habe ich vor längerer Zeit verfasst als Teil eines geplanten Buchmanuskripts „Zwischen Wettbewerb und Versorgung. Wirtschaft und Gesellschaft in Europa und den USA". Er wurde erweitert im Rahmen eines Forschungsaufenthalts am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) im Wintersemester 2008/09. Für wertvolle Hinweise zu früheren Fassungen dieses Beitrags danke ich Jens Alber und Ulrich Kohler (WZB Berlin), Dieter Bögenhold und allen TeilnehmerInnen am Workshop an der Universität Klagenfurt am 7./8.12.2012; weiters Stephan Böhm, Daniel Eckert, Klaus Kraemer, Manfred Prisching (Universität Graz), Peter Rosner (Wien) und Georg Vobruba (Leipzig).

D. Bögenhold (Hrsg.), *Soziologie des Wirtschaftlichen,*
DOI 10.1007/978-3-658-03545-7_2, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

schon in den Krisen von 1857, 1873 und 1929 eine Rolle gespielt. Nicht nur das institutionelle System der Banken und die Wirtschaftspolitik, auch soziale Faktoren wie Vertrauen und Panik spielen bei allen großen Krisen eine wesentliche Rolle (Plumpe 2011).

Es wird verständlich, dass in der eingangs dargestellten Situation die Qualifikationen von Experten und der Nutzen wissenschaftlicher Expertise zunehmend in Frage gestellt werden (vgl. als Überblick Heuermann 2000). Die Wissenschaftler selbst haben hierzu zwei Antworten gegeben. Eine lautet, dass interdisziplinäre Zusammenarbeit immer wichtiger wird; hier reagieren sie vor allem auf Kritik der Praxis, aber auch ihrer Studierenden. Die andere Reaktion besteht darin, dass man sich bemüht den Status seiner eigenen Disziplin zu verteidigen und deren Leistungen im Vergleich zu anderen hervor zu heben. Ein besonderes Spannungsverhältnis besteht in dieser Hinsicht zwischen der Ökonomie und Soziologie. Diese beiden Disziplinen befassen sich z. T. mit ähnlichen Fragestellungen, von der Erklärung längerfristiger wirtschaftlich-sozialer Wandlungsprozesse bis hin zu wirtschaftlichem Handeln von Staaten und Unternehmen, Haushalten und Individuen. Zwischen den beiden Disziplinen besteht ein deutliches Konkurrenzverhältnis. So betrachtet sich die Ökonomie als „Königin der Sozialwissenschaften“ (Samuelson 1981: 20) und glaubt, aus dieser Position heraus die Soziologie eher vernachlässigen zu können. Die Soziologen wiederum sehen infolge der Spezialisierung und Formalisierung der Ökonomie dort immer weniger Anknüpfungspunkte für die eigene Arbeit und verzichten daher meist auf eine entsprechende Rezeption.

Es gibt inzwischen eine Unzahl von Veröffentlichungen zum Thema der wissenschaftstheoretischen Beurteilung und Einordnung der modernen Ökonomie. Dieser Beitrag kann nicht diese gesamte Diskussion rezipieren. Er hat zwei bescheidenere Ziele: Zum einen das vorherrschende wissenschaftstheoretische Selbstverständnis der Ökonomie zu hinterfragen, zum anderen zu zeigen, dass die Ökonomen selbst in inhaltlicher Hinsicht sehr unterschiedliche Meinungen vertreten – Meinungen, die in hohem Maße durch den jeweiligen nationalen Kontext geprägt sind, in welchem sie arbeiten. In beiderlei Hinsicht kann sich dieser Beitrag zum größten Teil auf kritische Arbeiten von Ökonomen selbst berufen.[2] Ausdrücklich sei festgestellt, dass es hier nicht darum geht zu zeigen, ob und in-

2 Für den Verfasser dieses Beitrags ist dieses Thema aus zwei Gründen schon lange von Interesse: Zum einen, weil er sich selbst immer wieder mit Themen im Schnittpunkt von Wirtschaft, Gesellschaft und Politik, zum anderen mit Fragen der Wissenschaftsforschung und Wissenssoziologie befasst hat. Er hat in mehreren Beiträgen eine wissenssoziologische Perspektive auch auf die Entwicklung unterschiedlicher theoretischer Schulen der Soziologie angewandt (Haller 2003, 2006).

wieweit die Soziologie etwa bessere Theorien und Lösungen für wirtschaftliche Fragestellungen und Probleme anbieten könne als die Ökonomie. Eine vergleichende Darstellung und Bewertung der Leistungen der neueren Wissenschaftssoziologie würde einen ganz anderen Artikel verlangen (zur neueren Wirtschaftssoziologie vgl. jedoch Beckert & Deutschmann 2009; Beckert & Zafirovski 2011; Maurer 2008; Smelser & Swedberg 2005; Swedberg 1990, 1998).

Dieser Beitrag besteht aus drei Teilen: Im folgenden Abschnitt wird das Selbstbild der Ökonomie als Naturwissenschaft und die wissenschaftstheoretischen Implikationen einer solchen Auffassung diskutiert; im zweiten Teil werden einige Implikationen dieses Verständnisses für das Selbstbild der Ökonomen herausgearbeitet; im dritten Teil wird empirisch gezeigt, dass die Ökonomen genauso wie die Vertreter aller anderen Sozialwissenschaften stark durch den gesellschaftlich-politischen Kontext beeinflusst sind, in welchem sie leben und arbeiten. Abschließend wird diskutiert, welche Folgerungen sich aus diesen Überlegungen und Fakten für die Praxisrelevanz der Ökonomie und ihr Verhältnis zu anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen ergeben.

2. Welche Art von Wissenschaft ist die Ökonomie?

Innerhalb der Ökonomie gibt es – genauso wie in der Soziologie – sehr unterschiedliche Strömungen (vgl. Frey 1977; Kirchgässner 1991). Viele davon vertreten keineswegs die gleiche Sicht wie das dominante Paradigma der neoklassischen Ökonomie. Als „heterodoxe" Strömungen sind zu nennen: Die institutionalistische Ökonomie; marxistische und andere „unorthodoxe Ökonomen" insbesondere im Bereich der politischen Ökonomie; die neuere experimentelle Ökonomie (vgl. Croson & Gächter 2010) und die Vertreter der Idee einer umfassenden Sozialwissenschaft, der „Sozioökonomie".

Im Zentrum dieses Artikels steht das zentrale neoklassische Paradigma der Ökonomie. Die Existenz eines solchen Kerns unterscheidet die Ökonomie deutlich von der Soziologie und anderen Sozialwissenschaften. Seine zentralen Elemente sind: ein methodologischer und normativ-politischer Individualismus; die Annahme, dass menschliches Verhalten rational und utilitaristisch ausgerichtet ist; konsequentes Denken in Opportunitätskosten (Tauschparadigma) und der Glaube an die positiv wirkende unsichtbare Hand des Marktes (Hampicke 1992: 20–38; Colander et al. 2008). In der akademischen Welt der Ökonomie werden die heterogenen Strömungen, die diese Annahmen nicht teilen, stark marginalisiert (Lawson 2003: 247). Es soll zunächst betrachtet werden, wie Ökonomen selbst

diesen Kern beurteilen; sodann soll er aus einer von Max Weber inspirierten wissenschaftstheoretischen Perspektive kritisch diskutiert werden.

a) Auffassungen und Kontroversen in der Ökonomie. Eine erste Annäherung

Es ist relativ unbestritten, dass das Paradigma der neoklassischen Ökonomie die angesehenste und einflussreichste Richtung der modernen Ökonomie darstellt. Ein Faktum ist auch, dass namhafte Autoren dieser Schule recht deutlich die Auffassung von der Ökonomie als Naturwissenschaft vertraten. So schrieb etwa Paul A. Samuelson (1981: 20, 28) in seinem für Jahrzehnte tonangebenden Lehrbuch: „Obgleich viele ökonomischen Gesetze approximativen Charakter haben, gibt es in der Nationalökonomie eine Reihe von wichtigen naturgesetzähnlichen Beziehungen;" die Einführung des Nobelpreises war für ihn ein Indiz dafür, dass zwischen Ökonomie und Naturwissenschaft eine „Verwandtschaft" bestehe. Diese Auffassung vertrat schon Eugen von Böhm-Bawerk als er schrieb:

> „Die Bemühungen der ökonomischen Theorie waren seit jeher darauf gerichtet, Gesetze des ökonomischen Geschehens aufzufinden und auszusprechen. In der älteren Zeit […] liebte man es, für solche ökonomische Gesetze den Namen und den Charakter von Naturgesetzen in Anspruch zu nehmen. Buchstäblich genommen war das natürlich anzufechten; man wollte aber wohl durch diese Bezeichnung zum Ausdruck bringen, daß […] es auch im ökonomischen Leben Gesetze gebe, gegen die der Menschenwille und sei es auch der mächtige Staatswille, ohnmächtig bleibt; daß auch durch künstliche Eingriffe gesellschaftlicher Gewalten der Strom des wirtschaftlichen Geschehens sich nicht aus gewissen Bahnen herausdrängen lasse, in die ihn die Macht ökonomischer Gesetze gebieterisch zwinge." (Böhm-Bawerk 1924 [1914]: 230)

Damit zusammen hängt eine rein formale Sicht der Ökonomie, wie sie z. T. auch Schumpeter in einem frühen, programmatischen Werk (1908: 30ff.) vertrat.

Dieses neoklassische Verständnis der Ökonomie sieht sich jedoch immer wieder mit scharfer Kritik konfrontiert. Sie wurde eröffnet schon Ende des 19. Jahrhunderts von Thorstein Veblen (1899); von ihm stammt anscheinend auch die Bezeichnung „neoklassisch". Der Wissenschaftstheoretiker Alexander Rosenberg (1992) hat argumentiert, dass die neoklassische Auffassung die (Mikro-) Ökonomie letztlich jeglichen Gehalts und jeglicher Erklärungskraft beraube. Ihre Vorhersagekraft sei gering und sie hat seiner Meinung nach seit Ende des 19. Jahrhunderts keine wesentlichen Fortschritte mehr gemacht. Ihre Grundannahme besteht darin, menschliches Verhalten zu erklären als Resultat von Kräften, die sich stets in Richtung auf ein Gleichgewicht in einer zentralen Variable hin bewegen; das Gleichgewicht ist gegeben durch einen Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage (die sich ihrerseits aus individueller Nutzenmaximierung ergeben) auf allen Märkten. Aus dieser Annahme ergibt sich, dass die Differential-

rechnung angewendet werden kann, um die funktionalen Beziehungen zwischen den Variablen darzustellen. Rosenberg nennt dies eine Extremstrategie, weil sie letztlich annimmt, dass ein System immer so funktioniert, dass es den Wert einer bestimmten Variablen (z. B. der Gesamtenergie) maximiert. Zeigen unsere Messungen, dass dies in einem bestimmten System nicht passiert, so folgern wir nicht, dass das System anders funktioniert, sondern, dass wir die Rahmenbedingungen nicht adäquat erfasst haben. Solche Extremtheorien sind aber nicht falsifizierbar; deshalb können sie auch den harten Kern von Theorien bilden. Die Paradoxa der (neoklassisch-formalistischen Modell-) Ökonomie könne man jedoch verstehen, wenn man sie nicht als eine empirisch erklärende Wissenschaft versteht, sondern als ein Modelldenken, ja letztlich als einen Zweig der Mathematik, und zwar einer durch D. Hilbert entwickelten Auffassung der Mathematik, die diese nicht mehr primär als Methode zur Darstellung der Realität, sondern möglicher, virtueller Welten betrachtet (Lawson 2003 257–269). Interessanterweise wurde eine solche mathematische Schule (die Bourbaki-Schule) auch in Frankreich entwickelt, an welche berühmte französische Ökonomen wie Walras und Pareto in ihrer allgemeinen Gleichgewichtstheorie anknüpften.

Charakteristisch für das dominante Paradigma der Ökonomie ist weiters, dass es auf einer individualistisch-atomistischen Sicht des Menschen beruht (Lawson 2003: 13–26). Ein Indikator für diese Grundhaltung ist die Tatsache, dass Ökonomen – wenn sie überhaupt andere Disziplinen als relevant ansehen – allenfalls die Psychologie nennen, aber nicht die Soziologie oder andere Sozialwissenschaften (Sozialanthropologie, Politikwissenschaft usw.). Die Werke der Gründerväter und Klassiker des 18. und 19. Jahrhunderts (A. Smith, J. St. Mill usw.) enthielten noch zahlreiche soziologische Ideen; auch für Schumpeter stellt die Wirtschaftssoziologie noch ein Teilfach der Ökonomie (neben der ökonomischen Theorie, Wirtschaftsgeschichte und Statistik) dar. Ernst Seidler (1999: 271ff.) sieht im Auftreten der Idee, dass der Schlüssel zum Verständnis wirtschaftlicher Vorgänge in „typischen Zuständen der menschlichen Psyche“ zu finden sei, „die einheitliche, geschlossene, auf ein wirtschaftliches Urphänomen zurückgehende Kausal-Hypothese“ der Ökonomie, den entscheidenden Wendepunkt in ihrer Geschichte; die „Österreicher“ (Menger, Böhm-Bawerk) waren seiner Meinung nach dafür bahnbrechend. Wenn neoklassisch orientierte Ökonomen auf die Psychologie Bezug nehmen, dann vor allem auf jene Richtungen, die ihren Vorstellungen entsprechen, wie etwa die behavoristische Psychologie, aber nicht z. B. auf verstehende und kognitive Psychologie, „humanistische“ Psychologie oder Sozialpsychologie. Diese Bezugnahme scheint oft eher den Zweck zu haben, die eigenen (fragwürdigen) Annahmen über den Menschen zu legitimieren. Oft werden psychologische

Annahmen selbst erfunden. Ein Beispiel ist Keynes' „fundamentales psychologisches Gesetz" das besagt, dass steigendes Einkommen stets mit steigendem Konsum einhergeht, jedoch nur unterproportional (vgl. dazu auch Henderson 1995: 170; Haller 2003: 203). Hans Albert (1967a: 46f.) sprach hier von einer „psychologischen Maskerade". Auf diesem „Gesetz" beruht seine ganze Theorie der Beschäftigung; wenn sie nicht stimmt oder wenn man annehmen muss, dass Arbeitslosigkeit auch noch durch andere Faktoren als zu geringe Konsumnachfrage erzeugt wird (was wohl unbestritten ist) wird die gesamte Theorie von Keynes erschüttert (Rueff 1947). Dem Menschen dieser Art liegt ein *Robinson-Crusoe-Modell* wirtschaftlichen Handelns zugrunde, das alle – auch makroökonomische – Prozesse aus Annahmen über das rational utilitaristische Handeln Einzelner sowie zusätzlichen allgemeinen Annahmen über systemische Gleichgewichtstendenzen ableitet (Colander et al. 2008; Dasgupta 2002). Die hierin liegende Problematik der Aggregation bzw. eines ökologischen Fehlschlusses (im Falle eines direkten Schlusses von der höheren auf die niedrige Ebene) wird übersehen; auf der Makroebene gibt es eigenständige emergente Prozesse neuer Art, die nicht aus individuellem Handeln ableitbar sind (Steel & Holt 1996).

b) Die Natur und Reichweite ökonomischer „Gesetze" und Modelle

Hinter der Kontroverse um den wissenschaftstheoretischen Status der neoklassischen Ökonomie steht meiner Meinung nach die Tatsache, dass vielfach ungeklärt ist, was „Gesetze" sind und welche Rolle sie in verschiedenen Wissenschaften spielen. Ich gehe hier davon aus, dass es zumindest vier unterschiedliche Typen von Gesetzen gibt, die auch eng mit dem Unterschied zwischen Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften zusammenhängen. Beziehen kann ich mich hierbei auch auf die Unterscheidung zwischen den *Drei Welten* von K.R. Popper (1973; vgl. auch Haller 2003, S. 493–496; Meleghy 2001). *Übersicht 1* zeigt die vier Realitätsebenen, die ihnen entsprechenden Methoden der Erkenntnis und Typen von Gesetzmäßigkeiten.

Übersicht 1: Die vier Ebenen der Realität und die ihnen entsprechenden Erkenntnismethoden und Formen von Kausalität (Gesetzmäßigkeiten)

Realitätsebene (Wissenschaften)	Methoden der Erkenntnis	Typen von Gesetzmäßigkeiten
I. Unbelebte Natur (Physik, Chemie)	Beobachtung, Experiment	Kausalgesetze (quantifizierbare, deterministische Zusammenhänge)
II. Belebte Welt (Biologie)	vergleichende naturhistorische Beobachtung, Experiment	Funktionalistisch-teleologische Gesetze und evolutionäre Mechanismen
III. Soziale Welt (Sozialwissenschaften)	Sinnverstehen	Sinnhafte Zusammenhänge und konstruktivistisch erfassbare „Gestalten“
IV. Welt der Ideen (Geistes- und Kulturwissenschaften)	Logik, Mathematik, Analyse von Sprachen u. a. geistigen Schöpfungen	Formale, logische und ästhetische Zusammenhänge, Regeln und Gesetze

Die allgemeinen Thesen lauten: a) die vier Ebenen der Realität und die ihnen entsprechenden Gesetzmäßigkeiten sind völlig unterschiedlich; b) für die Beziehung zwischen den Ebenen I bis III gilt, dass die Gesetzmäßigkeiten auf den jeweils unteren Ebenen auch für die nächst höheren gelten, aber nicht umgekehrt; c) Gesetzmäßigkeiten auf Ebene IV haben keinen Bezug zur Realität; man kann sie jedoch als Hilfestellung für die Erkenntnis der drei darunter liegenden Ebenen verwenden. Betrachten wir diese Unterscheidung näher.

Strikte Kausalgesetze im üblichen Sinne – klar definierte, deterministische Zusammenhänge zwischen zwei Variablen, von welchen die verursachende vorher, die verursachte nachher auftritt – gibt es nur in der unbelebten Natur. Nur sie betreffen daher „echte“ kausale Zusammenhänge[3], die in Form von klar spezifizierten mathematischen Gleichungen dargestellt und in konkreten Messungen quantifiziert und überprüft werden können. Ein Beispiel ist die Formel

$$E=mc^2$$

(Energie ist eine Funktion von Masse und Geschwindigkeit), die immer und überall gilt. Gesetze dieser Art, die auf Basis empirischer Beobachtungen und Experimente entwickelt wurden, haben zum enormen Fortschritt von Naturwissenschaft

3 Beim Begriff der „Kausalität“ ist wichtig fest zu halten, dass es sich dabei um keinerlei essentialistische Vorstellung von einem „wirklichen“ Zusammenhang handelt, sondern dass Kausalität immer nur eine Vorstellung unseres Geistes ist, ein a priori (Kant), das dazu dient, die Komplexität der Welt zu verstehen.

und Technik seit Beginn der Neuzeit beigetragen (vgl. auch Bunge 1998:100–154; Rosenberg 2001). Ein anderes Beispiel ist die berühmte Schrödinger-Gleichung, welche die Dynamik der quantenmechanischen Zustände eines Systems beschreibt. Auch sie ist letztlich zwar ein Postulat, das sich mathematisch nicht streng herleiten lässt; sie ermöglichte jedoch erstmals die Erklärung vieler bis dahin (1926) unverständlicher physikalischer Phänomene (z. B. der Spektren des Wasserstoffatoms) und sie bildet das Fundament fast aller praktischen Anwendungen der Quantenmechanik.

Auch Lebewesen sind diesen Naturgesetzen unterworfen. Für sie gilt aber noch ein weiterer Typ, nämlich teleologische Gesetze und funktionalistische Zusammenhänge. Lebewesen streben aktiv danach, sich der Umwelt anzupassen, diese zu wechseln, falls nötig und möglich oder sie auch aktiv zu verändern, um bessere Lebensbedingungen herzustellen. Diese Wechselwirkung zwischen Lebewesen bzw. Gattungen und Umwelt erfolgt in einer Weise, die eindeutig im Hinblick auf die Zielsetzung der Lebenserhaltung und Fortpflanzung der jeweiligen Gattung rekonstruierbar und erklärbar ist. In diesem Faktum lag die immense Bedeutung der Darwin'schen Evolutionstheorie, die unser gesamtes Denken revolutioniert hat. Sie erklärte die ungeheure Vielfalt von Lebewesen auf der Erde (einschließlich des Menschen) durch Jahrtausende lange wechselseitige Anpassungsprozesse zwischen Umwelt und Gattungen; da die Entwicklung eindeutig gerichtet ist – von einfachen zu komplexen, differenzierten Arten – spricht man von Evolution. Evolution ist eine gerichtete Entwicklung, die sich jedoch nicht aus einer bewussten Planung ergibt, sondern als Ergebnis des autonomen, spontanen Zusammenwirkens der vielen Einzelprozesse von Mutation und Adaption.

Diese Idee wurde auch in der Ökonomie aufgegriffen. Thorsten Veblen (1899) schrieb hier in Bezug auf das Denken der früheren französischen Physiokraten wie auch jenes von A. Smith von einer „animistischen" Sichtweise, für die teleologische Abfolgen und die Funktionen dieses oder jenes Organs charakteristisch seien. Dieses Denken ist bis heute präsent. Gebhard Kirchgässner, der sich ansonsten gegen die Analogie zwischen Natur- und ökonomischem Geschehen ausspricht, sieht wie A. Marshall u. a. eine sehr enge Beziehung zwischen dem Evolutionsdenken in der Biologie und Ökonomie (Kirchgässner 1991: 215–232). Man könne den Wettbewerb von Firmen und das Überleben der Erfolgreichen als Wettbewerbs- und Ausleseprozess sehen. Er bezieht sich hier auf Friedrich Hayek, den einflussreichen österreichisch-englischen Nobelpreisträger, der die analoge Theorie entwickelt hat, dass sich „im Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung jeweils die effizienteren Regeln und Institutionen (spontan) durchsetzen, auch wenn die Individuen hier keine explizite Wahl treffen und sich der Vor-

teilshaftigkeit der sich herausbildenden Institutionen oft gar nicht bewusst sind." (Kirchgässner 1991: 221) Man kann nur staunen, welche vermeintlichen „Gesetze" hier postuliert werden. So nennt Kirchgässner (1991: 215) die Bevölkerungstheorie von Malthus als klassisches und „berühmtestes Beispiel" der engen Beziehung zwischen Biologie und Ökonomie, und äußert als indirekte Kritik daran lediglich, diese Theorie sei durch ihre Inanspruchnahme durch totalitäre Systeme diskreditiert worden, ohne ein Wort zu verlieren über ihre Primitivität,[4] ihre völlige Falsifizierung durch den historischen Verlauf, und ihre teilweise politische Inanspruchnahme auch durch europäische Staaten und die USA.[5] Werte und Ziele spielen in solchen Theorien keinerlei Rolle; der gesellschaftliche Fortschritt wird „nicht erreicht, indem die menschliche Vernunft mit bekannten Mitteln ein festes Ziel anstrebt", sondern ist nur ein „vollkommen ungeplanter und unplanbarer Prozeß, in dessen Verlauf sich nicht nur die uns bekannten Möglichkeiten, sondern auch unsere Wertsetzungen und Wünsche ständig ändern." (Hayek 1991 [1971]: 51) Völlig ausgeblendet wird durch diese Theorie, dass es grundlegende gesellschaftliche Werte gibt, die der Menschheit seit der Antike wohlbekannt sind und nach deren Realisierung in Form von Institutionen sie kontinuierlich strebt. Tatsächlich werden sie auch in immer höherem Grade realisiert, wie etwa O. Dann (1975) für den Wert der Gleichheit gezeigt hat; dies wird belegt auch durch die schon von Marx postulierte universal-historische Abfolge von immer weniger direkten und brutalen Formen der Ausbeutung von Menschen durch Menschen (Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus).

Im Bereich der sozialen Welt der Menschen herrschen also nicht nur biologische Gesetze. Menschen handeln auch aufgrund von (mehr oder weniger rationalen) subjektiven Intentionen, Bedürfnissen, Wünschen, Motiven, Zielen usw., die wir rational nachvollziehen können. Aus diesem Grund muss bei sozialwissenschaftlichen Analysen auch das Sinnverstehen eine zentrale Rolle spielen (Weber 1964: 8f.). Sinnverstehen bedeutet, soziales Handeln rational zu rekonstruieren unter gleichzeitiger Bezugnahme auf (a) die Situation, in welcher der Akteur stand oder steht und (b) auf die Interessen, Ideen und Werte, von denen er sich leiten ließ (Farr 1985; Haller 2003: 560–575). Die jeweilige sinnhafte Interpretation eines Handelns ist jedoch zunächst nur eine Hypothese; auch sie muss empirisch überprüft werden, d. h. es muss gezeigt werden, dass bestimmte Motive, Ziele usw. in bestimmten Situationen tatsächlich vorhanden waren und das Han-

4 Sie besagt bekanntlich, dass das Menschengeschlecht, besonders die Proletarier, einem hemmungslosen Vermehrungstrieb folgt, die Lebensmittelproduktion begrenzt ist, daher eine „natürliche Begrenzung" des Bevölkerungswachstums durch Hunger, Kriege usw. notwendig sei, die auch tatsächlich stattfinde.

5 Etwa durch die eugenischen Maßnahmen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.

deln bestimmten. Eine soziologische (= sozialwissenschaftliche) Erklärung muss daher, nach Weber, sowohl Sinnverstehen wie auch statistisch-kausale Erklärung, d. h. den Aufweis des regelmäßigen Auftretens eines Zusammenhangs, beinhalten. Verstehen ist aber auch für ökonomisches Handeln und Prozesse unerläßlich (Hoppe 1983), auch wenn Ökonomen (vgl. z. B. Kirchgässner 1991) es als nicht notwendig erachten. Was Ökonomen in ihren Modellannahmen jedoch de facto tun, ist – laut H. Albert (1967a: 51) – die „Projektion eines ‚objektiven' Sinnzusammenhangs in die soziale Wirklichkeit […] eine zurechnungstheoretische Unterbauung des Preismechanismus bei vollkommener Konkurrenz […]". Damit wird aber die Idee des Gleichgewichts bei vollkommener Konkurrenz „axiologisiert", d. h., mit einem positiven Wertakzent versehen. T. Lawson (2003: 114) spricht hier von einer „abductionist fallacy", der unhinterfragten Übertragung von Theorien oder Methoden, die in einem Realitätsbereich adäquat sind, auf einen ganz anderen. Zu betonen ist hier, dass zwischen ökonomischem und soziologischem Denken in diesem Sinne keineswegs ein grundsätzlicher Gegensatz bestehen muss. Auch die Soziologie im Weber'schen Sinne beruht auf dem methodologischen Individualismus und der Annahme, dass rationales Handeln grundlegender Ausgangspunkt jeder Analyse, insbesondere wirtschaftlichen Handelns, sein muss (wobei rational allerdings auch wertorientiertes Handeln einschließt; vgl. auch Swedberg 1998: 28). Es ist irreführend, wenn Ökonomen die Soziologie daher als Vertreterin eines *Homo sociologicus-Paradigmas* darstellen (vgl. z. B. Frey 1990), das annimmt, dass soziales Handeln immer von Werten und Normen bestimmt wird. Auch der große Synthese-Versuch von Parsons und Smelser (1984), im Rahmen eines systemtheoretischen Ansatzes „analytisch" zwischen den Fragestellungen und Objekten von Ökonomie und Soziologie zu unterscheiden und zu vermitteln, war nicht zielführend und wurde auch nicht weiter entwickelt; der Status seiner Systemtheorie bleibt unklar und es lassen sich daraus keine gehaltvollen empirischen Hypothesen ableiten (vgl. dazu Haller 2003: 173–280).

Es gibt noch eine vierte Ebene der „Erklärung", die sich ausschließlich im Bereich der Ideen abspielt. Hier geht es um die Darstellung und Ableitung logischer und mathematischer Zusammenhänge; sie sind „deterministisch" in dem Sinne, dass es jeweils nur eine einzige „richtige" Lösung eines Problems gibt. Erklärungen dieser Art haben keinerlei Realitätsbezug, sie können jedoch bei der Erklärung empirischer Phänomene als Hilfsmittel herangezogen werden. Kausale Zusammenhänge – deterministische und probabilistische – lassen sich durch mathematische und statistische Modelle und Methoden viel exakter darstellen als durch verbale Formulierungen; der Fortschritt von Naturwissenschaft und Technik beruht zu einem wesentlichen Teil auf der Anwendung solcher Verfahren.

http://www.springer.com/978-3-658-03544-0

Soziologie des Wirtschaftlichen
Alte und neue Fragen
Bögenhold, D. (Hrsg.)
2014, VI, 378 S. 5 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-658-03544-0